

Werk

Titel: Historische Litteratur; Historische Litteratur. Erlangen 1781-84.

Verlag: Palm

Jahr: 1783

Kollektion: Rezensionenzeitschriften

Digitalisiert: Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen

Werk Id: PPN555597288_1783_002

PURL: http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN555597288_1783_002

LOG Id: LOG_0032

LOG Titel: other_docstrct

LOG Typ: other_docstrct

Übergeordnetes Werk

Werk Id: PPN555597288

PURL: <http://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?PPN555597288>

OPAC: <http://opac.sub.uni-goettingen.de/DB=1/PPN?PPN=555597288>

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept the Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library.

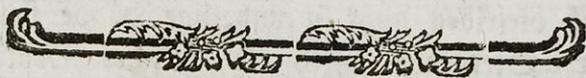
For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact

Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen
Georg-August-Universität Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen
Germany
Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Historische
L i t t e r a t u r
für das Jahr 1783.

Achtes Stück, August.



I.

Probestücke und Auszüge aus neuen
historischen Schriften.

Von den Indischen Mönchen *)

In allen Religionen entstanden Schwärmer, die sich in die Wildnisse verließen, und ihr Leben unter Gebeten und Leibeskreuzigungen zubrachten. Aber diese heilige Raserey dauerte nicht lange. Die Zöglinge jener

*) Aus der gut übersetzten Reise des Herrn Sonnerat nach Ostindien und China 1774 bis 1781 (Zürich, bey Orell, Gessner, Füßli und Komp. 1783. 2 Bände in 4. S. 214 u. f.). Obgleich 140 Kupferstiche bey diesem Werke sind; so kostet es doch nur 3 Louisd'or. Sowohl in Rücksicht der schönen Kupfer, als auch anderer Vollkommenheiten ist das Werk dem verstümmelten Auszuge, der in Leipzig zum Vorschein gekommen ist, weit vorzuziehen.

ersten Anachoreten schlichen sich bald wieder in die Städte zurück; machten zwar noch immer die Miene, als wenn sie sich bloß mit überirdischen Dingen beschäftigten, hiengen sich aber im Grunde sehr gierig an die Erdgüter: Gleisneten Verachtung aller irdischen Größe, Uneigennützigkeit und tiefe Demuth; rangen aber sehr eifrig nach Ehre, Macht und Reichthum. Wenn sie fette Erbschaften wegschnappten, geschah es nur, um zu verhindern, daß dieselben nicht in unheilige Hände fielen, oder damit der Sterbende durch ein falsches Denkmal von Nächstenliebe sich den Weg zum Himmel erleichtere. Wenn sie prächtige Palläste aufführten, thaten sie es ja nicht in der Absicht um sich bequeme Wohnungen zu verschaffen, sondern nur um der freigebigen Frömmigkeit ihrer Wohlthäter ein ewiges Andenken zu stiften: Und wer hätte ihren Absichten nicht trauen sollen? Sie sahen ja in ihrem Aeufferlichen so bußfertig aus; ihre Verachtung gegen den Genuß vergänglichlicher Güter erschien in einem so betrüglichen Dunst von wohlmeinendem Ernst, daß man sie gelassen alle Reize des Lebens genießen sahe, ohne sich einfallen zu lassen, daß sie auch nur einen Begriff von dem hätten, was sie wirklich ausübten. — So machten es die ersten Diener aller Religionen; aber nur in Indien trifft man noch einige jener überspannten Schwärmer an, die ihre Lust darin suchen, die beschwerlichsten Selbstopfer und die strengsten Bußwerke zu verrichten. — Die Indier haben sehr viele Arten von Mönchen. Die verehrtesten darunter sind die Saniassi, oder Sanaschis; das Volk sieht sie für Heilige an. Der Saniassi ist entweder ein Braman oder ein Schutre: Er opfert sich ganz der Gottheit auf; schwört, arm, keusch, und nüchtern zu leben: Er besitzt nichts, hat ganz und gar keine Anhänglichkeit: irrt allenthalben bey-

nahe

nahe nackt, mit geschornem Kopfe herum, und hat zu seiner Begleitung bloß ein Stück gelber Leinwand über dem Rücken: Er lebt einzig vom Almosen, und isst nur so viel, daß er nicht vor Hunger sterbe. Leute aus allen Stämmen, die Parias ausgenommen, können Saniaffi werden; und jede Sekte hat die ihrigen: Sie leben wie die alten Brachmanen, und folgen genau ihrer Lehrer, welches auf die Vermuthung führen könnte, sie wären die Abstammlinge derselben. — Die Pandarons werden eben so sehr verehrt, wie die Saniaffi. Sie sind von der Sekte des Schiven, beschmieren sich das ganze Gesicht, Brust und Arme mit Asche aus Rühmisch. Sie durchstreifen die Gassen, betteln und almosen, und singen Loblieder zur Ehre des Schiven: Dabey haben sie ein Büschel Pfauensfedern in der Hand, und den Lingam am Halse hängen: Neben dem tragen sie gewöhnlich auch noch eine Menge von Hals-, und Armbändern aus Utraschon*). Die Pandarons, welche sich nicht in gelbe Leinwand kleiden, verheirathen sich, und leben mit ihrer Familie: Diejenigen, welche das Gelübde der Keuschheit ablegen, heißen Tabaschi, und unterscheiden sich

S 2

das

*) Dies ist der Saame einer bitteren Frucht, die nur im nördlichen Theil von Indien wächst. Man heist ihn auch den Kern des Nutren, weil die Anhänger dieses Gottes glauben, er verschliesse sich darein. Die Andächtigen tragen stets wenigstens Einen solchen bey sich, um den Namen, Gott des Todes, von sich zu verschrecken, wenn sie etwa plötzlich auf der Strasse stürben. Dieser Kern ist beynabe rund, sehr hart, und fast wie ein Pfirsichkern gestaltet. Aus seinen erhabenen Schnirkelchen, die manchmal zufälliger Weise einem Bilde gleichen, wollen die Saniaffi, Schivens Anhänger, und auch die Pandarons, irgend eine der Verwandlungen dieses Gottes entdecken.

dadurch von den Saniassi, daß sie in Gesellschaft entweder ihrer Familie, oder anderer Pandarons leben: Sie bezeugen allen, die ihnen Almosen geben, ihre Erkenntlichkeit dadurch, daß sie ihnen Fische von Sandelholz und Rühmift austheilen, die sie aus heiligen Orten zu bringen vorgeben. Der Name Pandaron ist ein gemeinschaftlicher Titel für alle Mönche, welche Schiwens Anhänger sind, so wie der Name Ladin für alle von der Sekte des Wischenu. — Der Kare, Patregandaron ist eine Gattung von Pandaron, der das Gelübde thut, niemals zu reden. Er gehet in die Häuser und bittet um Almosen, indem er die Hände gegen einander schlägt, ohne ein Wort dabey zu sagen. Alle, die ihm Almosen geben, schenken ihm Reis, schon völlig gekocht, und legen ihm demselben in die Hände; und der Mönch isset ihn auf der Stelle, wo er ihn bekommt, ohne sich etwas davon aufzubehalten: Wenn er noch nicht ganz satt ist, geht er in ein anderes Haus, und wiederholt die nemliche Zeremonie. Sein Name deutet seine Lebensart an; Karl heißt Hand, und Patre, Teller. — Der Paeni, Raori ist auch eine Gattung Pandaron, dessen Pflicht es ist, die Opfer zu tragen, welche die Indier in den dem Supramanier geheiligten Tempel Paeni darbringen: Diese Opfer bestehen in Geld, Zucker, Honig, Kampfer, Milch, Butter, Kokosnüssen u. s. f. Der Mönch ist gewöhnlich gelb gekleidet, wie die Pandarons, und trägt die Geschenke, die er überreichen muß, an den zweyen Enden einer Stange. Um sich gegen die Sonnenhitze zu schützen, spannt er über die Stange ein kleines Zelt von rothen Tuch, das dem auf einem Palankin ziemlich nahe kömmt. — Die Kaschi, Raori sind noch eine andre Gattung Pandarons, die nach Kaschi wallfahrten, wo sie Wasser aus dem Ganges schöpfen, und es in irdenen Geschirren mit

mit sich nach Hause nehmen *). Dieses Wasser müssen sie bis nach Rameffurin nahe am Kap Komorin hinführen, wo ein sehr berühmter Tempel des Schiwen ist. Dort wird dasselbe über den in dem Tempel befindlichen Lingam ausgegossen **); dann wieder aufgefaßt, und nachher so den Indiern ausgetheilt: diese bewahren es sehr sorgfältig; und wenn ein Kranker in den letzten Zügen liegt, gießt man ihm einen oder zweien Tropfen in

§ 3

*) Jeder Mann, der kein Paria ist, darf eben dieses Geschäft verrichten, wenn er auch schon kein Mönch ist.

**) Die Indier glauben, daß dieser Lingam ebenderselbe sey, den der Gott Anumar auf Befehl des Rama aus dem Ganges mit sich gebracht habe; daß Rama denselben anbeten wollen, nachdem er den Riesen Kawanen todtgeschlagen hatte; und daß der Leich, welcher in eben diesem Tempel ist, durch die Hände des Wischnu selbst sey gegraben worden. Dieser Lingam heißt Ramanada, Säami, welches so viel sagen will, als der von Rama angebetete Gott. Der Leich heißt Danukobi. Die Bramanen, um mehr Leute dahin zu ziehen, behaupten, alle, die sich darin baden, erhalten Vergebung ihrer Sünden; und reinigen darum dieselben. Die Indier bringen Opfer, und verrichten aus den entferntesten Provinzen Wallfahrten dahin; Aber um diese Unternehmung verdienstlich zu machen; muß der Pilgrim erst am Ufer des Ganges gewesen seyn, muß während seiner Reise auf der Erde geschlafen und gefastet haben, und sein bestimmtes Maß Wasser aus jenem Fluß mit sich bringen, um den Lingam darin zu baden, den er anbeten will. Herr Paw redet in seinen philosophischen Untersuchungen von eben diesen Pilgrimen; aber irriger Weise behauptet er, daß sie bis nach Sibirien gehen. Dieser Irrthum hat ihn auch dazu verführt, daß er voraussetzte, die Religion der Indier stamme von der des Lama her, da doch die Indier diesen Götzen niemals gekannt haben.

den Mund und über das Haupt. — Noch giebt es in Indien eine Menge von Mönchen aus der Sekte des Wischenu: dergleichen sind die Tadin, die Satadewens, die Waischenawins u. s. f. — Der Tadin geht von Hause zu Hause betteln, und tanzt und singt dabey die Lobeserhebungen und Verwandlungen des Wischenu. Um seinen Gesang zu begleiten, schlägt er mit einer Hand eine Art von Trommel, und wenn er einen Vers geendet hat, rührt er mit einem Stäbchen, das er in den zween Vorderfingern der andern Hand hält, ein kühfernes Becken, welches am Arm unter der Faust hängt, und einen sehr hellen und scharfen Ton von sich giebt. Ueber dem Knöchel der Füße trägt er kühferne Ringe, Schelambu genannt. — Diese Ringe sind hohl, und mit kleinen runden Reisssteinen angefüllt, die viel Getöse machen; und eben derselben bedient er sich zur Begleitung und zum Takte seines Gesangs und Tanzes. Diese Mönche bedecken ihren Leib mit gelber Leinwand; und wenn sie sich in den Dörfern versammeln, haben sie einen Vorgesieher, der sich von den übrigen blos durch eine grosse rothe Mütze auszeichnet, deren Spitze sich vorwärts krümmt: Alle übrige tragen eine gemeine gelbe Mütze. — Die Satadewens stellen einen besondern Mönchs-Stamm vor, in den kein anderer Indier eintreten kan: Sie werden als Mönche geboren, heirathen, und leben mit ihren Familien. Diese beschäftigen sich zwar damit, daß sie Blumenkränze binden, und dieselben verkaufen; aber ohngeachtet dessen sammeln sie doch Almosen ein, bey dem sie auch singen wie die Tadin, und ihren Gesang mit einem Instrument begleiten, das einige Aehnlichkeit mit unsrer Zither hat. — Die Waischenawins machen auch eine besondre Junft aus, wie die Satadewens. Das einzige, wodurch sie sich von diesen unterscheiden, ist ein

ein kleines kupfernes Gefäß, das sie auf dem Haupte tragen, und darein sie das Allmosen legen, welches man ihnen schenkt. — Die Putschari widmen sich dem Gottesdienst des Manarsuami, oder dem des Darma, Raja. Jedermann, die Parias ausgenommen, kan in ihren Orden treten: Sie verrichten die Ceremonien in den Tempeln dieser zwei Gottheiten. Diesen Gottesdienst erklären aber die Bramanen für eine Abgötterey; und niemals wird ein Anhänger des Wischenu sich zum Putschari des Manarsuami machen lassen, weil eben die Wischenuwisten behaupten, dieser Gott sey nichts anders, als eine Verwandlung des Supramanier, Soha des Schiwen. — Die Putschari des Darma Raja, können nach ihrem Belieben von dieser oder jener Sekte seyn, aber sie sind niemals weder Pandarons noch Tadins. — Der Putschari des Manarsuami zieht durch die Strassen und singt dem Schiwen und Supramanier Lobgesänge; während daß der andre den Darma, Raja besingt: der erstere begleitet seine Stimme mit dem Schelimbu, der andre hat bloß eine Schelle. Aber meistens begleitet diesen auch noch sein Weib mit Kastagnetten, und sagt zu Erde jedes Verses Ja, als wenn sie ihren Beyfall zu dem gäbe, was ihr Mann so eben gesungen hat. Manchmal trägt der Putschari des Darma, Raja auch Gemälde mit sich, auf denen das Leben und die Kriege seines Gottes abgebildet sind, liest oder singt auf offener Strasse einige Stanzas aus desselben Lebensgeschichte, und zeigt zugleich die Thaten dieses vergötterten Königs vor. Ein andermal deklamirt er seine Kernsprüche, oder sagt eine Fabel von ihm her; und dies alles, um von den Vorbeygehenden ein Allmosen zu erbetteln. —

Der Putschari des Manarsuami übet fast ähnliche Kniffe aus: Er setzt sich auf die Gassen, auf die öffentlichen Plätze und die gangbarsten Strassen hin, und singt die Lobsprüche des Heiligen oder des Gottes, den er verehrt: Verschiedene Schüler begleiten dabey seine Stimme; die einen mit einer kleinen Trommel, Udakā genannt, welche sie mit den Fingern schlagen; die andern schreyen von Zeit zu Zeit mit ihm, um das zu bekräftigen, was er sagt: Der Mönch selbst trägt ein Kistchen voll Rühmst, davon er jenen mittheilt, die ihm Almosen geben. — Die Putschari verheirathen sich, verlassen aber ihre Weiber wieder, wenn es ihnen beliebt. Ihr Name kömmt von Putsche, das eine alltägliche gottesdienstliche Zeremonie heißt. — Die Göttin Mariatale hat auch ihre Putschari, die man Bainier nennt, weil ihre Gesänge mit einem Instrument, Baini genannt, begleiten. Diese Bainier sind größtentheils aus dem Stamme der Varias: Sie laufen nicht auf den Strassen herum, wie die übrigen Mönche, und betteln auch ihr Almosen nirgends als in den Tempeln der Mariatale. — Endlich haben die Indier auch noch die Mönche, Büßer genant, mit deren Beschreibung ich dieses Kapitel enden will. Dieselben sind unter diesem Volk eben das, was bey den Magolen die Fakirs. Aus Schwärmerey verlassen sie Güter, Familie, kurz alles, um nur ein recht elendes Leben zu führen. — Sie sind meist von der Sekte des Schiven; und alles, was sie haben, besteht in einem Lingam, den sie beständig anbeten, und in einer Tigerhaut auf der sie schlafen. Sie kreuzigen ihren Leib mit aller der fanatischen Wuth, die nur immer erdenklich ist. Einige zerfleischen ihren Körper durch unaufhörliche Kutbenstrieche, oder lassen sich mit einer Kette an den Stamm eines Baumes schmieden, und bleiben bis

bis an ihren Tod daran gebunden: Andere thun ein Gelübde, lebenslang in einer äusserst beschwerlichen Stellung zu bleiben, wie z. B. ihre Fäuste stets geschlossen zu halten, so daß ihre Nägel, die sie sich niemals abschneiden, mit der Länge der Zeit endlich die Hände durchwachsen: Noch andre halten ihre Arme stets kreuzweise über die Brust, oder über den Kopf ausgestreckt, so daß sie dieselben zuletzt gar nicht mehr beugen können. Diese unsinnige Schwärmer können daher weder essen noch trinken, sondern müssen sich alles von ihren Schülern in den Mund stecken lassen *). Viele graben sich

§ 5 mit

*) Dow, in seiner Abhandlung zur Erläuterung der Geschichte, Religion und Staatsverfassung von Hindostan, erzählt von den Fakirn eben solche Dinge. Bey Anlaß der deutschen Uebersetzung, welche von derselben An. 1773 erschienen, rückte Herr Wieland in seinen deutschen Merkur (Maj 1775. S. 152. u. f.) unterthänige Zweifel gegen das klassische Ansehen des Herrn Dow in seiner Nachricht von den Fakirn, ein.

„ Ich wünschte wohl von Jemand (sagt W.), der
 „ in der Wissenschaft des Möglichen weiter gekommen als
 „ ich, unterrichtet zu werden, ob es, natürlicher Weise,
 „ möglich sey: daß ein Mann seinen Arm in einem fort
 „ so lange in die Höhe halte, bis er ganz steif wird, und
 „ sein ganzes übriges Leben hindurch in dieser Stellung
 „ bleibt? -- Und wie hoch wohl der besagte Mann mit
 „ seinem steif emporstehenden Arm sein ganzes übriges Leben
 „ bringen würde? -- Ingleichen, ob es möglich sey: daß
 „ ein Mensch seine Fäuste so feste zusammen drücke bis
 „ ihm die Nägel in die Fläche einwachsen, und auf der
 „ obern Hand wieder heraus keimen? „ Kurz, Herr
 „ Wieland erklärt die Fakirischen Zeichen und Wunder platt-
 „ terdings für unmöglich. Indessen hatte auch Herr Dohm
 „ in

mit lebendigen Leib in die Erde, ziehen nur durch eine kleine Oefnung frische Luft an sich, und bleiben doch so lange unter dem Boden, daß man sich höchlich wundern muß, wie sie nicht ersticken: Andre etwas weniger narriſche sind damit zufrieden, sich nur bis an den Hals verscharren zu lassen. So giebt es auch welche, die ein Gelübde gethan haben, ihr Lebelang stets aufrecht zu stehen: diese stützen sich zu Nachts nur an eine Mauer oder an einen Baum, und damit sie ja niemals bequem schlafen können, schliessen sie ihren Hals in gewisse Maschinen ein, die ziemlich einem Kest ähnlich sehn, und welche sie nie mehr von sich legen können. Einige stehen Stunden lang auf einem Fuß, die Augen gegen die Sonne gekehrt, und betrachten dieselbe mit grosser Anstrengung des Geistes: Andre, um es noch verdienstlicher zu machen, halten den einen Fuß in die Luft ausgestreckt, stehen auch mit dem andern nur auf einer Zehe, und haben über das noch beyde Arme empor: In dieser Stellung bleiben sie zwischen vier mit Feuer gefüllten Gefässen, und schauen mit unbeweglichen Blick in die Sonne. Einige erscheinen vor allem Volk ganz nackt; und dies, um demselben zu zeigen, daß sie keiner Leidenschaft mehr fähig, daß sie
wieder

in seinen Anmerkungen zu Ives Reisen (I. Thl. S. 128, 129, 130,) eben diese Zeichen und Wunder von eben diesen Fakiren mit den gleichen Ausdrücken eingerückt: Und nun erzehlt Sounerat dasselbe Ding neuerdings; gestehet aber bald unten, daß er es nicht mit eignen Augen gesehen habe. . . . Ich überlasse es also dem kühneren Leser, ob er die Sache den Herren Dow, Dohm und Sounerat davon sich doch keiner als Augenzeuge angiebt -- auf ihr und anderer älterer Reisebeschreiber Wort glauben; oder, nach der Regel gebührender philosophischer Hartgläubigkeit mit Herrn Wieland für unmöglich halten will? U. d. Meh.

wieder in den Stand der ersten Unschuld zurück getreten seyen, seitdem sie ihre Körper der Gottheit geopfert haben. Das Volk glaubt auch wirklich an ihre vorgeblich: Tugend, sieht sie als Heilige an, und denkt, daß sie alles von Gott erhalten, was sie von ihm verlangen. Da jedermann ein herrliches Werk zu verrichten meynt, wenn er diesen Schwärmern Gutes thut, so läuft alles Volk zu; bringt ihnen zu essen; steckt denjenigen, welche den Gebrauch ihrer Hände verschworen haben, selbst die Bissen in den Mund, und säubert sie von ihrem Unflath. Einige Weiber treiben es so weit, daß sie die Zeugungsglieder derselben küssen und anbeten, während daß der Büsser unbeweglich in seiner Betrachtung fortfährt. In dessen ist doch zu bemerken, daß die Zahl aller dieser fanatischen Thoren unter den Indiern um vieles abgenommen hat, besonders seitdem das Volk unter auswärtiger Herrschaft und Bedrückung steht. Der Einzige, den ich gesehen, hatte sich mit einem Eisen die Backen und die Zunge durchstoßen, und dasselbe mit einem andern Stück Eisen, das ihm unter dem Kinne durchgieng, unablässig an den Mund geschlossen. — Vielleicht hat ihr Eiser darum nachgelassen, weil sie das allgemeine Elend der Nation schon für eine hinlängliche Buße hielten. — Und in der That ist es eben nicht nöthig, sich durch Erfindung neuer Leibeskreuzigungen zu quälen, wenn die Natur und unsre Nebenmenschen alles dazu beitragen uns zu peinigen: — Man darf sich nur den zerstörenden Landplagen der einen und der Tyrannen der andern überlassen — Der Karakter dieser Indischen Büsser besteht hauptsächlich in einer ungeheuren Masse von Hochmuth, ungemessenem Stolz; auf ihr eignes werthes Selbst, und auf dem Wahn, daß sie Heilige seyn. Daher vermeiden sie sehr sorgfältig, daß sie ja von

Nier

Niemanden aus einem niedrigen Stamme oder gar von Europäern berührt werden, aus Furcht, sie wären dadurch verunreinigt. Selbst ihr weniges Geräthe lassen sie niemals betasten; und wenn man sich ihnen nähern will, entfernen sie sich sehr hastig. Kurz: Gegen alle und jede, die nicht ihres Ordens sind, hegen sie die äußerste Verachtung und sehen dieselbe als profane Geschöpfe an. Auch muß alles, was sie bey sich haben, irgend ein Geheimniß enthalten, und höchst verehrungswürdig seyn. — Die Indische Geschichte enthält das Andenken einer gewaltigen Menge solcher Büsser, die in den ältern Zeiten sehr berühmt waren, und welche sich die heutigen rühmen als ihre Muster nachzuahmen. — Doch, auch unsre Alten hatten verschiedene Sekten von Menschen, die diesen Indischen Mönchen ziemlich ähnlich waren; gleich ihnen ein unstätes herumirrendes Leben führten, von Stadt zu Stadt zogen, die Siege der Götter besangen, und, da sie sich zu einer freiwilligen Armath verschworen, unter dem Deckmantel der Religion sich überall durchbettelten. So glaubten z. B. die Essäer, sie wären heiliger und reiner als die übrigen Juden: Sie thaten das Gelübde der Keuschheit, lebten in der Wüste, assen nichts was Leben hatte, und nährten sich von Wurzeln: Sie verabscheuten jede Blutsvergießung, besonders die bey den Opfern, und sangen ihre Hymnen, wie die meisten Indischen Mönche, tanzend. — Die Pythagoräer bey den Griechen hatten alles gemeinschaftlich, enthielten sich vom Fleisch und geistigen Getränken, und nährten sich bloß vom Gemüse; sie waren beständig in Betrachtungen vertieft, und beobachteten das strengste Stillschweigen. — Auch die Druiden der alten Gallier lebten einsam in den Wäldern wie die Indischen Mönche, und blieben unverheirathet.